

ROOTS

Zeitschrift für Menschen, die Heimat tiefer denken

Wann ist Heimat Heimat?

Wald und Wert

Woid fünfpunktnull

N° 1 | 2021

Editorial

Der Waidler. Arm ist er. Seine Arbeit so schwer. Der Wald so finster. Und der Winter so kalt. – Müsst ihr nicht auch schmunzeln, wenn wieder jemand mit Bildern wie diesen hinterm Baum hervorkommt? Nun kann man freilich behaupten, seine Geschichte, versüßt mit der Sentimentalität aus dem walzermelodischen Hymnus „Mia san vom Woid dahoam“, mache den Waidler erst zum Waidler.

Mag sein. Wenn jedoch das Fazit daraus ist, das Alte zu verherrlichen, um eine künstliche Identität zu erfinden, dann ist das Betrug. An der Gegenwart. Und erst recht an der Zukunft. Armut und Härte können keine identitätsstiftenden Themen sein – gleichwohl man das Erinnern an sie nicht vergessen sollte.

Vorliegende Zeitschrift möchte den Waidler so präsentieren, wie er heute ist: bodenständig, heimatverbunden, aufgeschlossen und effizient im Umgang mit Ressourcen. So war man übrigens schon immer im Wald. Dass die Wege hier kurz sind, Innovationen sich dagegen umso schneller verbreiten, ist eine Heimatqualität, die man auf den ersten Blick vielleicht nicht sieht und oft erst im zweiten Hinschauen kapiert.

Dabei ist die Zukunft längst angekommen in der Provinz. Die Digitalisierung hat dem Land mehr genützt als der Stadt. Wir haben hier keinen Informationsnachteil und erkennen neueste Trends genauso schnell wie jemand in New York. Weil die Welt ein Dorf geworden ist – wir aber, die wir gewohnt sind, in Dörfern zu leben, viel flinker und flexibler reagieren als jene, die erst jetzt ins Dorf dazugekommen sind.

Die Eigenschaften des Bayerischen Waldes gelten für jede Provinz. Von Niederbayern bis nach Neuseeland. Hier wie dort ist Outback. Grobes Land. Günstiger Grund. Und genau das birgt Potenzial. Formt einen Menschenschlag, der freier und unabhängiger denkt, wenn es um Kreativität, fachliche Leistungen und Verlässlichkeit geht.

Freilich: Die Selbstkritik der Menschen auf dem Land ist herber als der Stolz in der Stadt. Ehrlicher aber auch. Wer diese Mechanismen durchschaut, liegt klar im Vorteil. Ist willkommen hier im Woid – und damit mitten in Europa.

Wir, die ILE Nationalparkgemeinden Spiegelau, St. Oswald-Riedlhütte, Neuschönau, Frauenau, Lindberg und Bayerisch Eisenstein, wünschen viel Vergnügen mit der Erstausgabe von ROOTS. Ein Wiederfinden. Wundern. Weiterdenken. Ansporn, aber gerne auch Kritik. Oder einfach nur gute Unterhaltung.

Heimat, wer bist du?

Ein Vater aus Wien, der die aus Pommern geflohene Mutter in Schweden kennenlernt. Eine Großmutter, die ihre berufliche Karriere in einer oberösterreichischen Kleinstadt beendet, deren Name mit Heimat nicht mehr so gern assoziiert wird. Eine andere Großmutter, die als ehemalige Deutsche den überwiegenden Teil ihres Lebens in Schweden verbringt. Eine Enkelin, die sich im Bayerischen Wald mehr zu Hause fühlt als in der weltbekannten Mozartstadt, in der sie jahrzehntlang arbeitet.

Heimat ist ein schlüpfriges Ding. Sie tümelt heute nicht mehr. Das hat ihr falsche Politik vermiest. Manche Heimatbilder sind nicht mehr salonfähig. Eher wird sie in modernem Lila auf die Schaufel genommen und scheinbar zeitgemäß auf die Volksfeste getragen.

Trotzdem wird es (fast) allen eigenartig warm ums Herz, wenn es um den Begriff Heimat geht:

Ist Heimat dort, wo man die Stimmungen der Freunde und Verwandten blind lesen kann? Ist Heimat die Katze, die beim Heimkommen pünktlich um die Füße streicht und Futter will? Ist Heimat der Gemüsegar-

ten, der gegossen werden muss? Ist Heimat der Mädesüß, der jedes Jahr an derselben Stelle immer wieder vertraut riecht? Oder die Stinkmorchel, deren Platz im Wald deutliche Zeichen sendet? Ist Heimat der Ort, an dem man weiß, wie die Erwachsenen als Kinder ausgeschaut haben? Ist Heimat dort, wo die Namen auf den Gräbern Gesichter und Stimmen haben? Ist Heimat die Gegend, in der man sich Träume erfüllt und die Nachbarn mehr oder weniger gut kennt?

Pendler sagen von sich, dass sie im Auto zu Hause sind. Kann auch der immer gleiche Weg zum Arbeitsplatz Heimat werden? Stöhnt jetzt jemand? Und doch: Das Auto ist vielen heute der Platz, an dem sie jede Menge Zeit mit sich selbst verbringen. Bei sich sind.

In-sich-selbst-zu-Hause-sein. Ist das Heimat? Wohl nur in Beziehung zu anderen. Heimat will geteilt werden. Der Mangel an Heimat bereitet wohl deshalb Flüchtlingen weltweit den größten Schmerz.

Noch nie war Heimat so umworben wie heute. Noch nie war Heimat so schwierig zu erklären wie heute.

Echte Heimat.

Futter für die kreative Seele

Dr. Thomas Koy ist ein Zuag'roasta. War viel in der Welt unterwegs. Nun ist er im Bayerischen Wald angekommen – und hier zufrieden daheim.

Schon während des Studiums zog er häufig um: zehnmal innerhalb Deutschlands, achtmal davon ohne Familie. Später, im Beruf, folgte ein unstetes Hotelleben durch Frankreich, Russland und die USA, bis er (samt Familie) schließlich sesshaft wurde im schweizerischen Genf. Zumindest für vier Jahre.

Thomas Koy ist ein quirliger Typ. 56. Stattlich und sportlich. Zupackend. Überbordend vor Ideen und trocken im Humor. Denkt er jedoch an seine Wanderjahre zurück, bleibt selbst ihm das Lachen



Tauschte Welt gegen Wald: Dr. Thomas Koy.

im Hals stecken. „Es war ein Abschnitt in meinem Leben, den ich zwar nicht missen, aber auch keinesfalls wiederholen möchte“, resümiert der promovierte Diplom-Journalist – und lehnt sich gemütlich im Sessel zurück.

Ihm reicht's! Denn: Mit jedem Wechsel seines beruflichen Aufgabengebiets – vom Lokalchef einer Tageszeitung in Sachsen bis zum Europadirektor für Innovation des größten Verpackungsherstellers

der Welt – zerfranst sein privater Lebensmittelpunkt mehr und mehr. Bis er vor elf Jahren eine so einschneidende wie alles verändernde Entscheidung traf und den Sprung in die Selbständigkeit wagte. Im Bayerischen Wald!

„Hier fand ich Futter für meine kreative Seele“, erinnert sich Thomas Koy an den Erstkontakt mit Land und Leuten – und erwarb mit der Firma Liebich in Regen sein Herzensprojekt. Eine neue Heimat überdies. Für Dr. Koy und seine Frau Katrin entspringt sie nicht aus der Herkunft, sondern hat vielmehr mit Ankunft zu tun. „Hier im Bayerischen Wald sind wir angekommen. Und fühlen uns angenommen“, nicken sich beide übereinstimmend zu.

Ob der Mensch nur eine Heimat hat oder mehrere – diese Frage stellt sich Thomas Koy nicht. „Meine Heimat ist dort, wo meine Liebsten sind. Sie ist damit kein Ort, sondern ein Gefühl.“ Wie zur Bestätigung hat der 56-Jährige sich vor wenigen Wochen auf den Weg ins brandenburgische Oderbruch-Gebiet gemacht – jener Gegend, in der er aufwuchs und seine ersten 18 Lebensjahre verbrachte.

„Ich wollte emotional anknüpfen, war rational aber erschüttert vom Stillstand in den Dörfern und in den Köpfen ihrer Bewohner“, fasst Thomas Koy seine Eindrücke zusammen – und machte sich schnell auf den Rückweg in den Bayerischen Wald. In Zwiesel, seit 2016 Standort seiner Holzverpackungsmaschinenfabrik, hat Koy das größte Massivholzbauwerk Bayerns geschaffen. Zudem 48 Arbeitsplätze – und mit ihnen neue Heimaten für jene Mitarbeiter, die nicht aus dem Woid kommen, sondern aus Tschechien, Rumänien, Russland, Kasachstan, Afghanistan, Mali, Eritrea, China oder den Philippinen.

„Es ist nebensächlich, woher einer stammt“, ist Thomas Koy überzeugt. Er weiß, wovon er spricht: vom Ankommen. Von Toleranz und Offenheit. Neugier und Passion. Alles Eigenschaften, mit denen sich in jedem Winkel der Welt glücklich leben lässt.

Wann ist

Heimat Heimat?

Mein Dorf, mein Leben

Für Christine Domani ist Heimat ein Ort. Je kleiner, desto lieber. Wer ihr hier vielleicht Engstirnigkeit unterstellt, den lacht sie fröhlich weg.

Weg. So schnell es geht: weg! Ab in die Großstadt, wo es flippige Leute, coole Bars, Konzerte und Ausstellungen, eine U-Bahn und Programmkinos gibt. Wer auf dem Dorf groß geworden ist, wünscht sich gerne mal fort – bevorzugt in den wilden, jungen Jahren. Weil die Provinz viel mehr Ödnis verspricht als einen realistischen Lebensentwurf. Deshalb gehen viele weg. In urbane Zentren, in den Trubel, in die Wohngemeinschaft.

Nicht so Christine Domani. Sie ist im Dorf aufgewachsen. Und gerne geblieben.

„Ich kann mir nicht vorstellen, woanders zu leben als in Sankt Oswald“, stellt die 51-Jährige klar. Noch nicht einmal im wenige Kilometer entfernten Grafenau. „Dort wär's im Alltag zwar praktischer, mir aber viel zu anonym.“ Im geschichtsträchtigen Klosterort dagegen fühlt sich die Pädagogin (Mathe-Physik am Gymnasium Waldkirchen) pudelwohl. Hier lebt ihre Familie seit mehreren Generationen, ist jeder mit jedem per Du, weiß man um die Lebenssituationen der Nachbarn – und diese im Gegenzug um die eigenen, en detail.

„Wen es stört, dass andere Anteil nehmen, ist nicht geeignet fürs Dorf“, ist Christine Domani überzeugt. Der sollte andernorts seine Heimat finden. Sie dagegen tanzt im dörflichen Reigen gerne mit. Absichtslos und ohne Hintergedanken, stattdessen voller Engagement: 30 Jahre lang gab die passionierte Musikerin den Ton beim Kinderchor „Klosterspatzen“ an, bevor sie vor zwei Jahren erneut ein Vokalensemble gründete und mit „Church Five“ nun Sänger zwischen 15 und 50 Jahren durch modernes geistliches Liedgut lenkt. Und dazu noch in der Klosterkirche die Orgel schlägt.

Neben Sankt Oswald ist nämlich auch der Glaube ihre Heimat. „Er gibt mir Sicherheit, gerade in Zeiten wie diesen.“ Ein verlässliches Netz, in das sich gut fallen lässt – wie Bewohner von Dörfern das ohnehin noch immer pflegen. „Hier sind die

Wege kurz und ich weiß, dass jemand da ist, wenn ich mal Hilfe brauche.“

Ein Leben in der Stadt mag Christine Domani sich daher gar nicht vorstellen – und selbst ihrer Studienjahre in Regensburg erinnert sich die umtriebige Lehrerin nicht gern. Sie braucht die Natur. Die Jahreszeiten. Und die Freiheit, einfach die Haustür aufzumachen und loszulaufen. Neben dem Musizieren und Reisen in möglichst abgelegene Regionen Afrikas zählt auch das Joggen zu ihrer Leidenschaft.



Liebt das Kleine, denkt aber groß: Christine Domani.

Wegzulaufen indes hat Christine Domani nicht nötig. Weil sie Tag für Tag vorfindet, wonach andere oft ein Leben lang suchen: die selbstverständliche Vertrautheit von Menschen, Sprache, einer Landschaft, ihrer Bilder, Gerüche und Geräusche.

Heimat eben.

Wald und Wert

Mit der Zeit ist das ja so eine Sache. Man kann sie messen, freilich – in Stunden, Tagen und Jahren. Sie zu begreifen indes ist alles andere als leicht. Lange Zeiträume liegen außerhalb unserer Vorstellungskraft. Nicht einmal die Dekaden eines Baumlebens lassen sich gut erfassen für uns, dabei stehen wir hier doch mitten im Wald.

Der bietet uns Schutz. Vor Sonne und Hitze. Vor Regen und Wind, Kälte, Eis und Schnee. Vor schlechter Luft und Straßenlärm auch. Was auf den ersten Blick so offensichtlich scheint, wirkt im Verborgenen noch tiefer. Auf wundersame Weise wappnet uns der Wald gegen die Hektik des Alltags – und beweist:

Wer öfter stehen bleibt, innehält, schaut und bewusst atmet, tut sich leichter beim Weitergehen.

Wenn wir in den Wald gehen, kehren wir dorthin zurück, woher wir gekommen sind – was beileibe nicht nur für den Waidler gilt: 99,99 Prozent seiner sieben Millionen Jahre langen Evolution habe der Mensch in der Natur verbracht, sagt Professor Yoshifumi Miyazaki aus Tokio – und noch heute synchronisiere der Mensch sich mit ihr, „weil unser Körper die Natur als sein Zuhause erkennt“.

Der Waidler ist daheim im Wald. Nur – was heißt eigentlich „im Woid dahoam“? Eine Reminiszenz an Vertrautes? Ein Ort des Behagens und Erinnerns, der uns emotional bis in die Kindheit leuchtet?

In hundert Jahren sehen unsere Wälder anders aus als heute – und keiner weiß genau, wie. Nur die Veränderung ist gewiss, selbst wenn mancher Waidler sich ihr verschließt.

Es ist der Wald, der die Menschen Respekt vor der Zeit lehrt. Tief wurzelt, ja, aber Maßstäbe auch neu zu-rechtrückt. Wenn nötig, für die Endgültigkeit.

Was bietet mir die Heimat? Was bedeutet mir der Wald?

Den einen beschafft er Arbeit, für andere symbolisiert er Freiheit. Und die Chance auf eine grenzenlose Zukunft Europas. Der Wald hat viele Facetten. Und doch eines gemein: Wir sind in ihm daheim.

Lucie Nader, Alleinerzieherin, zwei Kinder. Geboren in Tschechien, aufgewachsen in Hauzenberg, 27 Jahre alt. Arbeitet in einem Wirtshaus in Ringelai im Service und wohnt in Perlesreut. Mit ihren Kindern und ihrem Hund macht Lucie Nader oft lange Ausflüge in die Natur und entwickelt so eine ganz besondere Beziehung zu Heimat und Wald.

Die Erzieherin

Im Wirtshaus arbeitet Lucie Nader nur im Sommer. Im Biergarten. Im Freien. Natur ist für sie Ausgleich. „Die Heimat bietet mir die Möglichkeit, rauszugehen und in der Natur zu sein. Meine Kinder können auf kurzem Weg alles kennenlernen, was die Natur zu bieten hat.“ Kräuter, Bäume, Käfer oder Bienen werden so selbstverständlich. „Man kann die Kinder einfach laufen lassen. Sie erkunden alles selbst. In der Stadt müsste man kleine Kinder stets an der Hand halten. Hier können sie frei sein.“



Der Wald wird auf diese Weise zu einem Ort der Entspannung. Lucie Nader kommt im Wald auf andere Gedanken und ist überzeugt, dass das abfärbt. „So wie es mir geht, geht es auch den Kindern.“

Schlechtes Wetter gibt es nicht. Der Hund muss raus und es gibt Gummistiefel und Regenmäntel. „Den Kindern ist nie langweilig. Im Wald sind sie ohne Spielsachen ständig beschäftigt. Auf Fragen bekommen sie Antworten. Sie lernen, dass man ohne Anweisungen auskommt. Gefahren können sie schon gut einschätzen.“

Wissen über die Natur entsteht dabei ganz von selbst. „Wenn zum Beispiel wo ein Fliegenpilz steht, wissen sie, dass der giftig ist. Sogar meine zweijährige Tochter weiß schon, dass man Löwenzahn, Spitzwegerich und Gänseblümchen essen kann, Hahnenfuß aber nicht.“

Ob sie nur zehn Minuten spazieren geht oder sich bei einem dreistündigen Ausflug richtig auspowert – der Wald hat für Lucie Nader immer eine ganz besondere Qualität. ■

Der Holzarbeiter

Südtirol mag er gern. Österreich. Und das Fischen auf den Lofoten. „Aber eigentlich bin ich am liebsten daheim im Wald“, gesteht Martin Brunnhölzl – und meint das gleich im doppelten Sinn: Fest verwurzelt in der Gegend, würde der 52-Jährige nirgendwo anders wohnen wollen als in Katzberg bei Neuschönau. Und er möchte keinen anderen Beruf haben als jenen, der ihn Tag für Tag genau dort arbeiten lässt, wo das Herz eines jeden Waidlers hängt: tief im Wald.

Martin Brunnhölzl ist Forstwirt mit eigenem Unternehmen. Holzhauer, wie auch sein

Die Stadt gehe schon mal für einen Tag, sagt Martin Brunnhölzl: „Dann am liebsten vom Kaffeehaus aus zum Leute schauen.“ Der Wald dagegen ist sein Wohnort. Sein Arbeitsplatz. Sein Leben. „Und der beste Rohstoff der Welt, der jederzeit nachwächst und das Klima schont.“

Vater schon. „Ich mag die Atmosphäre im Wald – und zwar zu jeder Jahreszeit“, schwärmt er. Die Farben. Die Geräusche und Gerüche. Und auch die Ruhe, sobald er seine schwere Rückemaschine zum Stillstand gebracht hat, mit der Brunnhölzl dicke Baumstämme zu riesenhaften Poltern schlichtet. →



Freilich hätte er sich auch das Schreiner- oder Zimmererhandwerk vorstellen können, als vor mehr als 35 Jahren die Berufswahl anstand. „Hauptsache, der Werkstoff Holz war im Spiel“, schmunzelt der quirlige Unternehmer, biete das Material doch eine so breite wie bunte Palette an Möglichkeiten. „Zum Innenausbau eignet Holz sich ebenso gut wie als Verschalung im Außenbereich oder zum Verfeuern im Ofen.“

Für letzteres ist der Forstwirt ebenfalls Profi: Er handelt mit Brennholz, setzt hierbei auf Regionalität und kurze Wege – und steht damit im Gegensatz zu manchem seiner Wettbewerber, die die Scheite nicht selten aus dem Ausland beziehen. Dann mag der Ster zwar günstiger sein, die langen Transportwege dagegen schlagen in der Klimabilanz ordentlich zu Buche. ■

Zu Magdalena Paukners Lebensmodell im Bayerischen Wald gehört nicht nur Söhnchen Veit, sondern auch eine (beinahe) komplette Selbstversorgung: Obst und Gemüse schenkt ihr ein großer Garten – und mit Fleisch versorgen Schafe, Truthühner und Enten die kleine Familie. Das eigenhändige Schlachten der Tiere gehört für die Glaskünstlerin wie selbstverständlich dazu.



Die Künstlerin

Nein, tauschen möchte sie nicht. Keinen Ort, keine Lebensform, nichts und mit niemandem. „Der Wald ist meine Welt“, stellt Magdalena Paukner klar – und meint damit viel mehr als die dicht an dicht gepflanzten Laub- und Nadelbäume, die als bunter Mischwald ihr kleines Anwesen in Lindberg umsäumen. Vielmehr spricht sie von der ganzen Gegend, vom „Woid“ in seiner Ursprünglichkeit, den die 35-Jährige tief wurzelnd im Herzen trägt.

Magdalena Paukner zieht Kraft aus der Ruhe des Waldes. Für ihren Beruf als detailverliebte Glaskünstlerin, für ihre Arbeit im üppig wuchernden Obst- und Gemüsegarten – und für ihre kleine Familie, deren Glück seit fünf Monaten Söhnchen Veit komplettiert. „Im Wald leben zu dürfen, ist ein riesiger Luxus“,

weiß die 35-Jährige und blickt aus den bodentiefen Fenstern ihres Ateliers tief hinein in ihr Reich, das sie sich mit Lebenspartner Stefan Stangl so wohligh wie authentisch geschaffen hat.

Freilich: „Man muss schon mal raus aus dem Wald, um ihn erst richtig schätzen zu lernen“, empfiehlt die kreative Powerfrau und erzählt von ihrem Abstecher nach Nürnberg, wohin sie der Glasmacherberuf für fünf Jahre führte. Doch so spannend die Arbeit auch war: „Wohlgeföhlt hatte ich mich dort nie“ – und die Stadt daher jeden Freitagnachmittag so schnell es ging wieder in Richtung Heimat verlassen.

Magdalena Paukner gehört in den Wald. Und der Wald gehört zu ihr. Sich offenen Auges einzulassen auf die Natur, ihre wilde Schönheit zu bestaunen, ihrer Stimme zu lauschen, ihre Gerüche einzuatmen – „das ist für mich Lebensqualität“! ■

Der Grenzgänger

Dass Pavel Bečka den Überblick behält, ist nicht ausschließlich seiner Größe geschuldet. Der 2,05-Meter-Mann muss sich gut organisieren können, um in zwei Ländern für zwei Einrichtungen gleichermaßen zu arbeiten. Bečka koordiniert die grenzübergreifende Kooperation der beiden Nationalparks Bayerischer Wald und Šumava. Räumt sprachliche Barrieren aus dem Weg. Vermittelt in der Forschung und Umweltbildung. Wirkt bei bilateralen Naturschutzprojekten als Bindeglied zwischen Bayern und Böhmen – und bringt auf Exkursionen die Menschen hüben wie drüben näher zusammen.

Pavel Bečka ist ein Grenzgänger. „Ich habe mich verliebt in den Böhmerwald“, gesteht der 50-jährige Tscheche und spricht von der drei Länder übergreifenden Bergkette im geomorphologischen Sinn, in deren Gegensatz die politische Bezeichnung einer Landschaft steht, deren bayerischer Teil seit dem 19. Jahrhundert „Bayerischer Wald“ heißt.

Die Natur führe vor, dass zusammenwächst, was zusammengehört, ist Biologe Bečka überzeugt. Umso mehr haben ihn die drei Monate des Corona-Shutdowns im Frühsommer irritiert, die er nonstop in Prag verbrachte, weil ihm die Fahrt zu seiner bayerischen Wohnung in Zwiesel verwehrt war. „Ich dachte, die Zeit der Grenzschießungen sei ein für allemal vorbei“, bedauert der Ex-Profi-Basketballer, dem Fairplay schon immer wichtiger war als die Nationalität einzelner Spieler.

Geboren und aufgewachsen in der nordböhmischen Stadt Ústí nad Labem, zog es Pavel Bečka zum Studium der Wirtschaftswissenschaften nach Prag, danach als Profisportler nach Oldenburg, wo er seiner Karriere als Basketballer ein Biologiestudium anschloss. Mit Ausnahme eines kurzen, aber für ihn sehr wertvollen beruflichen Zwischenstopps am Bodensee lebt und arbeitet Bečka seit zwölf Jahren im Bayerischen Wald und in der Šumava: „Ein Traum im grünen Herzen Europas.“

Dass im Zuge der Covid-Krise auch überholt geglaubte nationalistische Strömungen wieder zum Vorschein kamen und jedes Land den Blick nur auf sich richtete, schmerzte ihn sehr, sagt Bečka – und muss sich eingestehen, „dass wir in Europa vielleicht doch noch nicht so weit sind wie wir immer dachten“. Sein Job zur Völkerverständigung ist damit wichtiger denn je. ■





Zeig mir deinen Wald!

Landschaften halten ihn lebendig. Sagt Florian Eichinger, weshalb er den Großteil seiner Freizeit draußen verbringt. „Dort komme ich in Situationen und Stimmungen, die mein Schaffen wie nichts anderes prägen.“

Der 27-Jährige sammelt Eindrücke. Flüchtige Begegnungen. Szenen und kleine, fast unscheinbare Momente, die der gebürtige Frauenaier in ausdrucksstarke Bilder packt. Eichingers Fotos vom Bayerischen und Böhmerwald, aber auch von anderswo brauchen keiner Worte – und erzählen dennoch Geschichten mit Tiefgang.

Ausgerüstet mit einer Canon EOS 5D Mark IV, einer Reihe von Objektiven, wenigen Filtern, mit Stativ und gelegentlich Drohne macht Florian Eichinger sich auf den Weg. Sein Ziel: die Einsamkeit, die so viele Orte verbindet auf dieser Welt.

In vorliegender ROOTS-Startausgabe zeigt der Fotograf und Designer uns seine Heimat. Seinen Wald. Dabei setzt er Farben und Stimmungen als dramaturgisches Stilmittel ein, die uns den Blick öffnen für eine neue Ästhetik der Region. Still werden lassen. Und überwältigen.

Sünde oder Ausdruck von Freiheit?

Unsere Baukultur aus
Expertensicht

Das Toskanahaus: Für viele Bauherren die Erfüllung eines Traums. Ausdruck südländischer Lebenseinstellung. Und Statement individueller Freiheit. Heimatpflieger dagegen sind entsetzt ob der Deplatziertheit italienisch anmutender Wohnkultur in Gegenden wie dem Bayerischen Wald, sprechen gar von Gesichts- und Taktlosigkeit, von mangelndem Sinn für Tradition und Form. „Es gibt verschiedene Qualitäten von Häusern“, beschwichtigt Alfons Döringer. Der Architekt aus Schönberg und Mitinhaber des Passauer Büros *koebel-doeringer* bewer-

tet nicht, wenn er durch ein Neubaugebiet fährt. „So wie jeder Mensch sich anders kleidet, sollte auch jeder anders wohnen dürfen“, sagt er – und noch viel mehr:

Der Wunsch des Bauherrn nach Individualisierung sei zu akzeptieren: „Endlich dürfen die Menschen ihre Häuser so gestalten, wie sie das möchten.“ Das nämlich war nicht immer so, schon gar nicht im Bayerischen Wald. „Man baute nicht

aus Granitstein und mit flachem Holzdachstuhl, weil es hübsch war, sondern weil die Region das Material besaß und dazu die handwerklichen Fähigkeiten vorhielt“, ist Döringer überzeugt. Hätte der Waidler Marmor gehabt, hätte er den verbaut.

Jede Generation baut so, wie es dem Zeitgeist entspricht. Wenngleich: „Richtig schlimm wird's, wenn



Mixt gern alt und modern: Architekt Alfons Döringer.

Geld und schlechter Geschmack aufeinandertreffen“, schmunzelt der Architekt fast schon böse – und revidiert im nächsten Moment: Sollte der Fehlgeschmack überhandnehmen, dann sei das zwar nicht schön, aber ein Ausdruck von Freiheit. Die nach Meinung des Architekten freilich dort endet, wo sie eine Landschaft umgestaltet. „Sobald Ortsbilder nicht mehr Identität stiften geschweige denn zu uns passen, leidet die Lebensqualität.“

Gute Lösungen sieht Alfons Döringer in der Kombination aus Altem und Modernem. Sein Credo: nicht das zu kopieren, was man sieht, sondern das, was dahintersteckt. Eigene Ressourcen. Vorhandene Materialien. Professionelle Handwerkskunst. Gerade im Bayerischen Wald ließen sich aus Holz, Glas und Granit wunderbare Gebäude errichten, die mittels großer Panoramafenster oder praktischer Schiebetüren die Ansprüche modernen Wohnens erfüllen und hier ganz neue Qualitäten bergen.

Im Baustoff Holz steckt laut Döringer ohnehin das größte Kapital: Einem Goldschatz gleich, säßen die Waidler auf riesigen Mengen CO₂-neutralen Materials, das stetig nachwächst und überdies nachhaltig zu



Stiftet Identität: der neue Bürgersaal in Neuschönau.

entsorgen ist. „Holz schmeichelt der Ökobilanz und hält überdies die Unterhaltskosten gering. Bei uns nicht mit Holz zu bauen, ist fast schon sträflich!“

Zum Glück steige die Wertschätzung für den heimischen Baustoff in jüngster Zeit mehr und mehr – „vielleicht, weil Holzhäuser höhere Dämmwerte erzielen als konventionelle Bauten und damit auf lange Sicht günstiger sind“, vermutet Alfons Döringer. Zudem: Holz habe mit Lebendigkeit zu tun. „Je virtueller die Welt wird, umso lieber mag man das Unperfekte.“ Baustoffe mit Lebensspuren für das Extraindividuelle.

Für das Maßgeschneiderte plädiert der Architekt ohnehin bei jedem Gebäude. Es sollte zum Ort, in dem es errichtet wird, passen – und führt als Beispiel den neuen Bürgersaal in Neuschönau an: „Weil er zur Aufgabe hat, ein Zusammengehörigkeitsgefühl zu vermitteln, kann dieser Bürgersaal nicht so aussehen als stünde er in Passau.“ Während sich öffentliche Auftraggeber zunehmend an regionalen Maßgaben und Materialien orientieren, baut die Mehrheit der Privatbauherren, wie es ihr beliebt. Oftmals würden bewährte Standardpläne umgesetzt, weiß Alfons Döringer – für junge Familien meist keine schlechte Wahl: „Diese Häuser sind in der Regel sehr wirtschaftlich zu bauen.“

Ist in einer Region dagegen traditionelle Architektur vorgeschrieben, endet die Freiheit des einzelnen Bauherrn sehr schnell. Ein gutes Beispiel: Oberbayern.

Dort sind selbst für die Sprossenlängen bei Fenstern und die Abstände der Zaunlatten keine Spielräume erlaubt. „Viele würden gerne anders bauen, dürfen aber nicht“, weiß Döringer aus Gesprächen mit Betroffenen – und findet das oberbayerische Reglement alles andere als nachahmenswert: „Dort ist alles Kulisse, um die Illusion des heilen Bilderbuchbayernlandes aufrechtzuerhalten.“ Die Verherrlichung klischeebehafteter Tradition könne seiner Meinung nach jedoch keiner modernen Gegenwart entgegenreten: „Ich lebe dann ja wie in einer Show – ohne Berücksichtigung individueller Bedürfnisse.“

Menschen aus anderen Regionen Bayerns würden uns Niederbayern nachgerade beneiden, weil in unserer Baupraxis der Wunsch nach Moderne und Gegenwartigkeit so absolut vorhanden sei. Gerade der Waidler werde diesbezüglich immer weltmännischer, behauptet Architekt Döringer. „Wenn wir diese Eigenschaft nun auch noch kombinieren mit regionaltypischen und traditionellen Elementen, die dem Ganzen Eigenständigkeit verleihen, dann sind wir unschlagbar.“

Und Toskana- oder Pseudo-Bauhaus nicht mehr der Rede wert. Bis es so weit ist, droht allerdings schon die nächste Gefahr: der Mid-Century-Look, ein Revival der Fünfzigerjahre mit heller, offener, funktionaler Architektur. „Kein Grund zur Besorgnis“, lacht Alfons Döringer – und wiederholt: Mit modernen und regionalen Elementen kombiniert, ließen sich Retro-Themen sehr gut in die Gegenwart transferieren. „Dann stiftet Bauen Identität und macht am meisten Spaß.“

Wie kann ich mir meine Heimat als Mikrokosmos gestalten?

Wie lebe ich Heimat?

Wir haben Fragen wie diese gestellt. Und spannende Antworten erhalten. Zwei Lebens- und Wohnmodelle stellen wir hier vor. Sie könnten unterschiedlicher nicht sein – und haben doch eines gemein: das Engagement für mehr Lebenswert auf unserem sensiblen Planeten.

Da Anni ihr Haus

*Gebaut wurde das Haus in den Fünfzigerjahren des 20. Jahrhunderts.
Hoffnungsvolles Projekt einer kleinen Familie - mit Bienenhaus, Schuppen, Obstbäumen im
Garten und einem kleinen Zimmer über der Garage als Ferienwohnung.*

Es war das zweite Haus, das in einem Zehn-Häuser-Dorf im Bayerischen Wald entstanden ist. „So richtig schön ist unser Dorf nicht“, sagen manche, die hier schon seit Jahrzehnten wohnen. Jedes Haus Ausdruck der Lebenseinstellung der Besitzer. Keines besonders alt. Aber gerade das verbindet. Jeder kennt jeden und das Haus von der Anni sowieso. Für die Kinder im Dorf war es ein Magnet. Da waren Katzen, Erdbeeren, strenge Ermahnungen, Wasser und ein „Lager“ gleich daneben.

Für Daniel war die Anni das erste Ziel seiner Fahrten mit dem Plastik-Bulldog. Später ist er mit dem Fahrrad gekommen. Und dann mit dem ersten Moped. Als die Anni schon längst im Altersheim und dann gestorben war, hat er das Haus nicht vergessen. Es ist lange leer gestanden. Annis Sohn wollte es nicht verkaufen. Daniel wollte es kaufen. Nach vielen Jahren wurde aus einem Traum die neue Chance.

„Niederreißen hätt' er's sollen“, sagen manche, „das wär billiger gewesen“. Aber dann wäre es heute

nicht mehr das Haus von der Anni. Nur vermoderte Holzhütten wurden entfernt, Elektrik und Installation erneuert. Der Dachstuhl hat neue Balken bekommen und das Dach neue Schindel. Die Fenster

entsprechen modernen Vorstellungen vom Energiesparen und der Putz ist natürlich auch neu.

Das Haus von der Anni ist jetzt das Haus vom Daniel und von der Sabi, von Daniel Lucksch und Sabrina Brunner.



Daniel als Bub - mit Anni.

Dass beide ein Handwerk gelernt haben, hat geholfen. Sie haben gewusst, was sie tun. Keiner hat ihnen etwas einreden müssen.

Das Dorf mit der schönen Aussicht und der relativ kurzen Geschichte hat sein Aussehen bewahrt. Es hat seine Identität behalten. Heute ist das schwieriger denn je.

Ein Haus wie das von der Anni steht in vielen Dörfern im Bayerischen Wald. Die meisten finden keinen Daniel. Im Gegensatz zu den richtig alten Häusern aus Holz und aus Stein haben sie keine Chance. Dörfer bekommen neue Gesichter - geprägt von Fertighauskatalogen, Toskanasehnsüchten, Blockhauswünschen und Wintergartenträumen.



Daniel heute - mit Sabi.

Nicht alle Häuser aus der Mitte des 20. Jahrhunderts sind schön. Aber viele könnten schöner werden.

Neubausiedlungen an den Dorfrändern würden weniger wuchern. Die zweite Chance eines alten Hauses kann eine Chance fürs ganze Dorf sein: Es darf sein Gesicht bewahren und seine Geschichte.

Zukunft im Heute

*Die Vernichtung der Menschheit durch intelligente Roboter, das zeigt uns Hollywood immer wieder.
Und auch der britische Physiker Stephen Hawking warnte: „Künstliche Intelligenz kann gefährlich sein.“
Bei Familie Heidary dagegen ist sie bereits in den Alltag eingekehrt - und alles andere als bedrohlich.*

Denken wir an Künstliche Intelligenz, kommen uns Bilder des Terminators oder von humanoiden Robotern in den Kopf. Wir wähen uns im Silicon Valley, bei Google oder vielleicht auch in Japan. Dabei ankert das weltweit wohl klügste Smart Home weder in der kalifornischen San Francisco Bay noch im Land des Lächelns und der Kirschblüten, sondern gleich um die Ecke in Hauzenberg, mitten im Bayerischen Wald.

Dort haben die Heidarys vor vier Jahren einen klassischen Neubau erstellt - wengleich nur im Aussehen, denn das Haus kann viel mehr: eigenständig den Rasen mähen, den Gemüsegarten gießen, staubsaugen oder Einkäufe bestellen. „Wir leben einfach anders“, erzählt Khosrau Heidary und schildert einen ganz normalen Morgen: „Das intelligente System erkennt, wann wir aufwachen, geduscht sind und zum Frühstück von oben runterkommen. Der Kaffee steht dann schon bereit, außerdem liest der Computer mir die Nachrichten vor, meine Tagestermine, das Wetter und die Verkehrslage nach Regensburg.“ Dort arbeitet der Informatiker beim zweitgrößten Autozulieferer Deutschlands.

Vor zehn Jahren etwa hatte Khosrau Heidary sich erstmals mit Smart Homes beschäftigt, erforscht, wie verschiedene Geräte miteinander kommunizieren - und sein Eigenheim heute zu einem der intelligentesten Häuser der Welt entwickelt. Freilich: „Es mag gespenstisch erscheinen, wenn das System unsere Gäste von

alleine erkennt und an der Haustür begrüßt“, lacht der ausgefuchste Tüftler. Ein Hexenwerk dagegen sei es nicht: „Dazu habe ich lediglich das öffentliche Facebook-Profil des Besuchers mit dem Haus vernetzt, so dass sich das System sein Gesicht einprägen konnte.“

So pffiffig, annehmlich, zeitsparend und sicher das clevere Heim der Heidarys sein mag - für Khosrau und seine Frau Martina liegt der Fokus auf einem ganz anderen



Happy im Smart Home: Martina und Khosrau Heidary mit ihren Töchtern Aurelia und Valentina.

Thema: dem Energiemanagement durch Digitalisierung. Weil das System das Verhalten der Bewohner kennt, kann es Energiezuflüsse optimal steuern. So errechnet das Haus etwa den besten Zeitpunkt zur Aufbereitung warmen Wassers, indem es Wetterprognosen mit dem erlernten Duschverhalten der Familie kombiniert. Weil das System den Energie-

verbrauch so sehr reduzierte, deckt der durch Photovoltaik erzeugte Strom den Bedarf der Familie komplett ab. „Unser Haus ist damit CO₂-neutral und super umweltfreundlich geworden“, erklärt Heidary nicht ohne Stolz.

Und denkt noch viel weiter voraus - nämlich an Altersvorsorge mittels Künstlicher Intelligenz. So habe sein Haus nun bis zu 30 Jahre Zeit, um die Gewohnheiten der Familienmitglieder zu lernen. „Das System könnte Aufgaben übernehmen, die wir im Alltag selbst nicht mehr schaffen“, fabuliert der quirlige Erfinder. Roboter für körperlich Beeinträchtigte oder das selbständige Denken für Erkrankte an Demenz seien dann keine Zukunftsmusik mehr.



Pflegt Heimat ohne Tümelei: Karl-Heinz Reimeier.

Die Waidler lieben ihre Heimat. Loben sie, so oft es nur geht. Aber ist denn im Bayerischen Wald alles Heimat? Was man unter ihr versteht, weiß Kreisheimatpfleger Karl-Heinz Reimeier. Ein Gespräch:

Kreisheimatpfleger – das klingt im Jahr 2020 fast schon antiquiert. Ist Ihre Aufgabe moderner als der Begriff?

Karl-Heinz Reimeier: *Der Begriff hat schon hundert Jahre auf dem Buckel und löst Bilder von Männern in Tracht und Lederhosen aus. „Wie kommst denn du daher?“ habe ich oft gehört, wenn ich vor 35 Jahren in Jeans bei Besprechungen war. Oft werde ich auch gefragt, ob jemand krank ist, weil man einen „Pfleger“ braucht. Ich habe Bauherren, Architekten, Musikanten, Schriftsteller und Lehrer gesucht, denen Heimat abseits von Verklärung, Idylle und Tümelei ein Anliegen ist. Wir haben das „Gespeicherte“ in Interviews, Diskussionen und Filmen aufbereitet – auch provokativ. Das Saxophon in der Volksmusik wurde damals noch kontrovers diskutiert. Und Bräuche wurden in „brauchbar“ oder „un-brauch-bar“ eingeteilt.*

Früher wurde Kulturerbe im Heimatmuseum bewahrt. Erreicht man die Menschen heute noch mit Vitrinen voller alter Sachen?

Das Heimatmuseum war und ist wichtig. Dort ist Zeit gespeichert. Die Besucherzahlen sind jedoch oft rückläufig und der direkte

Wer Heimat hinterfragt, bildet Identität

Bezug zu den Gegenständen nicht mehr vorhanden. Museen, die sich nicht erneuern, werden irgendwann uninteressant. Heute haben Themen wie Klima, Umwelt, Verkehr, Vertreibung, Flucht, Migration oder Arbeitslosigkeit hohen Stellenwert. Sie bieten neue Darstellungsmöglichkeiten. Ein Heimatmuseum als kultureller Mittelpunkt fördert die Gemeinschaft. Positive Beispiele dazu sind in jüngster Zeit entstanden.

Was ist das Erfolgsrezept Ihrer „Weihraz-Geschichten“, die Sie über Jahre in der Region gesammelt und bereits in zwei Bücher gepackt haben?

Geschichten zeigen Vertrautes auf. Das schafft Nähe: „Aha, das ist dort passiert. Da war ich schon mal. Da fahren wir hin.“ Bei den Weihraz-Geschichten geht es noch weiter: Da werden Erinnerungen geweckt an die Erzählungen der Eltern und Großeltern, an die Kindheit. Menschen lassen sich über Gefühle fesseln. Sie lösen Aktivitäten aus.

Der Nationalpark wird gerade 50 und ist eine Erfolgsgeschichte. Hat es das Naturerbe mit spannenden Tieren wie Wölfen und Luchsen leichter als das Kulturerbe?

Nein. Ich habe selbst erlebt, wie die Begegnung eines Schülers mit einem Wolf in den 1970er Jahren von den Medien ausgeschlachtet wurde. Fernsehreporter sind an meine Schule gekommen, um die drohende Gefahr durch Wölfe hautnah zu präsentieren. Die Ablehnung des Nationalparkgedankens „Natur Natur sein lassen“ wurde forciert. Auch heute gefährdet die Berichterstattung über diese Tiere wieder die Akzeptanz des Nationalparks. Dass zu einem neuen „Urwald“ Luchs, Bär und Wolf gehören, ist noch nicht allen bewusst. Zur Aufklärung hierüber kann der Heimatpfleger seinen Teil beitragen.

Sie tragen Verantwortung für die Geschichte der Region. Eine Herausforderung, die zur Leidenschaft geworden ist?

Der Heimatpfleger vermittelt zwischen Generationen und Kulturen, zwischen Politik, Wirtschaft und Kultur, Ämtern, Privatleuten und Vereinigungen. Er bindet Aussiedler, Umsiedler, Flüchtlinge, religiöse Minderheiten in bestehende Gemeinschaften ein und schafft so Toleranz – ohne alten Staub. Leidenschaft hat in meinem Leben stets eine große Rolle gespielt: als Gitarrist in einer Beatles-Coverband in den 60ern, in einer Saitenmusik in den 70ern und seit Mitte der 80er als Heimatpfleger.

Wie lassen sich Kinder am besten für alte Geschichten begeistern? Über Lehrpläne?

Sobald Nähe spürbar wird, geben sich Kinder Liedern oder Geschichten hin – egal ob lustigen, ernstesten oder gruseligen. Eltern wundern sich oft über die ungewohnte Begeisterung für schulisch Erlerntes. Kinder dagegen beginnen gezielt zu forschen, aufzuschreiben, zu erzählen. Wer mit der Schriftsprache Schwierigkeiten hat, erzählt im Dialekt klar und voller Eifer. Ein engagierter Lehrer findet immer Räume, Heimat zu hinterfragen. So bildet sich Identität.

Woid fünf punkt null

Prof. Wolfgang Dorner weiß, dass die Digitalisierung immense Chancen birgt. Und den ländlichen Raum fit macht für die Zukunft. Der Bayerische Wald sei schon ganz gut aufgestellt, ist der promovierte Geoinformatiker und Leiter des Technologiecampus Freyung überzeugt – und verrät, wo er noch Potenzial zur besseren Vernetzung vermutet:

Worin sehen Sie die Vorteile in Ihrer Tätigkeit als Hochschulprofessor, auf dem Land und nicht in einer Stadt wie München, Frankfurt oder Berlin zu sitzen?
Wolfgang Dorner: *Allein unter den jetzigen Umständen darf man froh sein, wenn man nicht in München, Berlin*



Die Chance liegt im Digitalen: Für Wolfgang Dorner findet Provinz nur noch in den Köpfen statt.

oder Frankfurt ist. Wir sind zu einer Zeit in die Region hineingegangen, als es noch keine Forschungseinrichtungen gab. Heute profitieren wir von vielen Vorteilen – sowohl was die Forschung betrifft als auch aus regionaler Perspektive: Wir sind nicht einer unter vielen, wie das zum Beispiel in München der Fall wäre, sondern DIE Forschungseinrichtung in der Region. Wir durften einen Raum über Forschung erschließen, der es tatsächlich verdient hat, erschlossen zu werden.

Ist Digitalisierung mehr als eine kreative Antwort auf die strukturellen Probleme in ländlichen Räumen?

Auf dem Land wächst die Digitalisierung nicht wie ein Schwammerl aus dem Boden, hier gibt's ganz andere und größere Herausforderungen als in der Stadt: Wenn eine Münchner Verwaltung einen bestimmten Bereich digitalisiert, dann macht sie das nicht für 20 Mitarbeiter,

sondern für zehntausende. Rein technisch gesehen ist es zwar egal, ob ich einen Vorgang für einen oder tausende digitalisiere, doch es gilt auch die wirtschaftliche Tragfähigkeit zu beachten. Da sich Digitalisierung nur bei größeren Einheiten lohnt, müssen wir das Kirchturmdenken hier auf dem Land noch stärker aufbrechen. Die ILE Nationalparkgemeinden marschiert da als gutes Vorbild voraus.

Wie können die Menschen in ländlichen Regionen wie dem Bayerischen Wald von der Digitalisierung profitieren?

Gerade beim öffentlichen Personennahverkehr gäbe es noch viele Perspektiven. Durch autonom fahrende Busse etwa könnte man ein deutlich besseres Angebot schaffen und über so genannte „Platooning“-Lösungen mehrere Fahrzeuge aneinanderkoppeln. Sie würden sich dann

untereinander abstimmen und flexibel auf individuelle Bedürfnisse reagieren. Dass dies technisch lösbar ist, haben wir mit dem autonomen Modellbus in Bad Birnbach bewiesen. Nun sollten wir progressiv nach vorne denken, damit Sachen, die sich aktuell noch g'spinnert anhören, in nächster Zeit real werden können.

Mit Spiegelau und Frauenau nehmen zwei Kommunen an dem Projekt „Digitales Dorf“ teil. Nun haben Digitalisierung und Vernetzung ja die Eigenschaft, Raum und Zeit zu überwinden. Was bedeutet „Dorf“ in diesem Kontext?

Bestes Beispiel sind Lieferdienste: Sie funktionieren gut in Ballungsräumen, weniger jedoch auf dem Land. Hier tut es das Digitale allein nicht, vielmehr müssen wir es nutzen, um zwei Leute, die vor Ort sind, noch besser zusammenzubringen. Die Corona-Krise hat gezeigt, dass internetaffine Unternehmen ganz gut mit ihren Kunden kommunizieren konnten, wohingegen andere, die nicht im Web präsent sind, das Nachsehen hatten.

Denken Sie, dass die Waidler dem digitalen Veränderungsprozess offen gegenüberstehen und dem Veränderungstempo gewachsen sind?

Auf jeden Fall. Der Waidler ist nicht weniger innovativ als der Münchner. Allerdings müssen wir neue Konzepte noch schneller in die Praxis bzw. in Produkte bringen – was jedoch kein Spezifikum des Bayerischen Waldes ist, sondern generell der deutschen Landschaft. Sich mutiger mit Neuem auseinanderzusetzen und Chancen zu erkennen, müssen wir noch optimieren.

Wie kann jeder Einzelne von uns neue Technologien einsetzen, um die Welt gerade im Hinblick auf die Klimaveränderung ein Stück weit zu retten?

Der Technologieglaube ist aus klimapolitischer Sicht manchmal schon sehr zu hinterfragen, bedient er doch auch die Gesetzmäßigkeit, wonach der Mensch immer mehr haben will. Deshalb sollten wir uns schon bisweilen fragen: Müssen es das kleine Handy für unterwegs und das große für die Arbeit sein? Plus das Tablet und das Notebook und obendrein noch zwei neue Fernseher? Ich denke, zugunsten des Klimas ist weniger manchmal mehr. Umgekehrt gibt es gute Beispiele für digitale Gebäudesteuerungen, die für die Energieeffizienz sehr viel bringen und manchmal nahe an die Leistung aufwändiger Dämmungen kommen. Hier kann Digitalisierung unser schludriges Verhalten gut ausgleichen.

duett

die winde des ostens
verbrüdern sich
mit denen des westens

über den ächzenden stämmen
des singenden waldes
fangen die wipfel
die lüfte auf
und stimmen

moll-akkorde um
zu fröhlichem lied

Karl-Heinz Reimeier



Die Zeitschrift ROOTS wurde über das Regionalbudget der ILE Nationalparkgemeinden aus Mitteln des Amtes für Ländliche Entwicklung Niederbayern gefördert.

Impressum:

Herausgeber: ILE Nationalparkgemeinden, Vorsitzender Bürgermeister Karlheinz Roth (v.i.S.d.P.) / Projektleitung: Andrea Rothkopf / Text und Redaktion: Alexandra von Poschinger und Hannelore Hopfer / Fotos: alle Florian Eichinger, außer Hannelore Hopfer (S. 8, 18), Alexandra von Poschinger (S. 9, 10), Pavel Hubeny (S. 11), koeberl-doeringer Architekten (S. 14, 15, 16), Khosrau Heidary (S. 19) / Grafik und Layout: Markenagentur GOETTL.GOETTL / Druck: Druck & Service Garhammer GmbH / Stand: Januar 2021